

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Hab' ich dein Ohr nur, find' ich schon mein Wort¹

50 Jahre Offene Tür und Telefonseelsorge

Die Jubiläen der ersten Telefonseelsorgestelle und der ersten Offenen Tür in Deutschland sind wie geschwisterliche Geburtstagsfeiern. Die Gründer, engagierte Pfarrer und Ordensleute, griffen in den 50er-Jahren Nöte von Menschen auf und starteten in ihren Städten ein jeweils problemspezifisches Gesprächsangebot. Sie wollten nicht nur ad hoc den Schwierigkeiten des Einzelnen begegnen, sondern Einrichtungen schaffen für viele gleich geartete Fälle. So konzipierten die Initiatoren der Offenen Tür Anlaufstellen, an die sich Ratsuchende für ein persönliches Gespräch wenden konnten. Andere sahen im Telefon ein Medium, durch das Menschen in Not unmittelbar einen Ansprechpartner erreichen konnten. Beide Initiativen waren grundsätzlich seelsorglich ausgerichtet und wurden zunächst nur lokal in die Tat umgesetzt. Doch in den schlichten Anfängen da und dort lag schon die Dynamik für weitergehende Verbreitung.

Ein halbes Jahrhundert Einsatz brachte Wachstum und Veränderung. Die Telefonseelsorge ist inzwischen zu einem »Markenartikel« mit geschütztem Namen geworden. Dass es sie gibt, weiß man weit über die Kirchen hinaus. Aus den anfangs lokalen Anrufstellen wurde eine flächendeckende Institution für das Gesamtgebiet der Bundesrepublik. Sie hat gesellschaftliche Relevanz. Die Telecom anerkennt ihre Bedeutung z.B. durch Gebührenfreiheit der Rufnummer und beachtliche Investitionen bei der Regionalisierung der Telefonseelsorge. Die Kommunen unterstützen die Arbeit durch Teilfinanzierung der laufenden Haushalte.

Im Vergleich zum stattlich gewachsenen Baum der Telefonseelsorge sind die Offenen Türen ein Busch im Garten der Kirchen geblieben. Sie entstanden nur in Großstädten bzw. Ballungsräumen. Neugründungen hingen in all diesen Jahrzehnten vor allem am Engagement eines pastoral weitsichtigen Ortsseelsorgers, der übergeordnete Seelsorgeamtsleiter von der Wichtigkeit einer solchen Einrichtung überzeugen konnte. Bei weitem nicht alle Diözesen oder Landeskirchen haben eine Offene Tür bzw. eine Stelle, die nach dem gemeinsamen Grundkonzept arbeitet.

¹ K. Kraus, *Zuflucht*, in: Ders., Worte in Versen. Hrsg. von H. Fischer. München 1959 (Karl Kraus. Werke; 7), 63.

1. Kurze Chronologie der Gründungsjahre²

Während des 2. Weltkrieges hatten in Holland Ordensleute damit begonnen, Möglichkeiten zum religiösen und weltanschaulichen Gespräch im Sinn von Gläubensverkündigung oder Missionierung anzubieten. In einer „open deur“ konnten Nichtchristen, Konvertiten oder suchende Menschen in Einzelgesprächen einen hinführenden oder erneuten Zugang zum christlichen Glauben erhalten.

Die Offene Tür

Diese Idee stand Pate bei P. Hermann Feldbausch SJ, im November 1954 in Mannheim eine Anlaufstelle für solche persönlichen Fragen einzurichten. Es zeigte sich jedoch bald, dass viel häufiger Anliegen zur Sprache kamen, die über spezifisch religiöse hinausgingen, so bei Schicksalsschlägen, die Menschen widerfuhren, bei Konflikten im sozialen Umfeld, im partnerschaftlichen und familiären Bereich, bei Fragen nach dem Sinn und Ziel des eigenen Lebens.

Für die Gründer der beiden nächsten Offenen Türen wurden diese Anliegen schon zum wichtigen Beweggrund: P. Gebhard Stillfried SJ in Berlin (1958) und der Diözesanpriester Karl Pehl in Frankfurt (1958) wollten Stellen errichten „für alle Menschen, ohne Rücksicht auf völkische, rassische, ständische, konfessionelle Zugehörigkeit; sie sollen für alle zur Verfügung stehen, die persönlich oder anonym, telefonisch oder schriftlich zuverlässige Orientierung suchen.“³ Die Ausgangsintention der Offenen Tür veränderte sich in Deutschland schon recht früh. Sie wandelte sich zu einer Anlaufstelle für Lebensfragen, Lebenswidersprüche und Konflikte allgemeiner Art, ohne dass die religiöse Thematik damit wegfiel.

In Mannheim ergab sich bei der Etablierung der Telefonseelsorge von Anfang an eine enge Verbindung zur schon bestehenden Offenen Tür. Umgekehrt war es in Frankfurt: Hier wuchs der persönliche „Beratungsdienst im Haus der Volksarbeit“ aus dem zuvor eingerichteten Telefon-Notruf. Später ging aus dem „Haus der Volksarbeit“ die ökumenisch getragene Offene Tür „Beratungsdienst Hauptwache“ hervor.

² Einige der historischen Angaben stammen aus verschiedenen Artikeln in: J. Wieners (Hrsg.), *Handbuch der Telefonseelsorge*. Göttingen 1995 (2., überarb. Aufl. 2006).

³ G. Stillfried, Art. *Offene Tür*, in: LThK 7 (1962), 1117. Einzelne Seelsorger hatten sich immer schon solcher Aufgaben persönlich angenommen; vgl. z.B. N. Dietel, *Carl Sonnenscheins Vertrauensstube. Ein Vorläufer der Offenen Tür*, in: Auf Draht. Internes Forum zum Austausch von Erfahrungen und Informationen [...] der Telefonseelsorgestellen und Offenen Türen. Hf. 51 (2002), 12–14.

Die Telefonseelsorge

In ihren Anfängen galten die Anstrengungen der später so genannten Telefonseelsorge vor allem der Selbstmordverhütung. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Baptistenpfarrer Harry Warren in New York die Idee, über das Telefon helfend auf suizidgefährdete Menschen Einfluss zu nehmen. Seine Vision ließ sich jedoch nicht verwirklichen, weil das Telefon so kurz nach seiner Erfindung noch kein soziales Austauschmedium war.

Nach dem 2. Weltkrieg kam in England dieser Gedanke erneut auf. Ein Baptistenpfarrer namens West ließ 1953 seine Telefonnummer in eine Londoner Zeitung setzen und bot Gefährdeten an ihn anzurufen. Noch im gleichen Jahr rief der anglikanische Geistliche Chad Varah in London dazu auf, eine nationale Organisation zur Suizidverhütung zu gründen, „The Samaritans“. Nicht nur am Telefon, sondern auch durch persönliche Unterstützung sollte der „Samaritan“ dem Gefährdeten für eine Zeit lang eine Art freundschaftlicher Begleiter sein.

Von England aus griff die Idee schnell auf andere europäische Länder über. In Deutschland stieß sie zuerst im evangelischen Raum auf Resonanz. Der Arzt und Pfarrer Klaus Thomas rief in Berlin 1954 zur „Lebensmüdenfürsorge“ auf. Daraufhin planten und gründeten evangelische Seelsorger und Ärzte aus psychiatrischen Stationen einen Verein zur telefonischen Suizidprävention nach Londoner Vorbild, die Lukasgemeinschaft e.V. Etwa ein Dutzend Mitarbeiter/innen wurden von Thomas auf eine biblisch orientierte, menschlich verständnisvolle Gesprächsführung am Telefon vorbereitet.

Anfangs nur auf private Telefonanschlüsse gestützt – am 6. Oktober 1956 rief in der Wohnung des Berliner Ehepaars Wissinger erstmals ein Hilfesuchender an –, standen ab Januar 1957 eigene Räume für einen solchen Telefondienst zur Verfügung. Im gleichen Jahr veröffentlichte Thomas einen Artikel unter dem programmatischen Titel „Telefonseelsorge und Lebensmüdenbetreuung“.

Schon bei der Gründung der zweiten deutschen Stelle wurde das Ursprungsanliegen erweitert. Kirchenrat Erich Stange in Kassel sah Anfang 1957 neben der Suizidverhütung die Notwendigkeit, gerade in Großstädten ein Gesprächsangebot für Verzweifelte und Ratlose zu schaffen. Hilfesuchende sollten Tag und Nacht einen Ansprechpartner am Telefon finden können. Stange wollte dadurch manche Lücke im diakonalen Angebot der Ortsgemeinden schließen. Zunächst tat er den Dienst am Telefon allein, schon bald jedoch bildete er ein ehrenamtliches Team zu seiner Unterstützung aus, dessen Mitglieder aus unterschiedlichsten Berufen kamen.

Auf katholischer Seite richtete Pfarrer Karl Pehl Ende 1957 den „Frankfurter Notruf“ ein. Hier tat von Anfang an eine Gruppe hauptamtlicher Berater den Dienst. Nach der Gründung des Notrufs – und als Konsequenz daraus – erweiterte Pehl den Telefonnotruf um ein persönliches Beratungsangebot. Das gleiche Team der hauptberuflichen Berater arbeitete auch hier.

2. Die Jahrzehnte der Expansion

In den Jahren nach 1968 wurden die Hilfsangebote von kommunalen wie kirchlichen Beratungseinrichtungen stark vermehrt. Im Zuge dieses Ausbaus entstand eine neue Generation von Offenen Türen mit dem Hauptakzent auf der Akutberatung. Seelsorge rückte in den Hintergrund, obwohl auch Theologen in ihnen tätig waren.

Die Offene Tür

Bei den von jetzt an gegründeten Stellen kommt die gewandelte Akzentuierung der Arbeit schon in der Namensgebung zum Ausdruck: „Beratungsdienst Hauptwache“ 1968 in Frankfurt, „Insel“ 1972 in München, „Citydienst“ 1979 in Nürnberg, „Brücke“ 1981 in Karlsruhe. In Erlangen entstand ein Modell, das die Offene Tür 1971 und die Telefonseelsorge 1977 im gleichen Haus vereinigte; die Beratungstätigkeiten beider wurden von einem gemeinsamen Team hauptamtlicher und ehrenamtlicher Mitarbeiter durchgeführt. Der Frankfurter Notruf und die Beratung im Haus der Volksarbeit arbeiteten in gleicher Kooperation.

Das veränderte Selbstverständnis machte es sinnvoll und möglich, die meisten der genannten Neugründungen ökumenisch zu konzipieren und durch beide Kirchen zu finanzieren. Standorte wurden in möglichst zentraler Lage gesucht, z.B. im Nürnberger Hauptbahnhof und im Untergeschoss des Münchener Marienplatzes. Man vermeidet es, in pfarrliche oder eindeutig kirchliche Gebäude zu ziehen, um kirchendistanzierten Menschen den Zugang zu erleichtern.

Bis Ende der 90er-Jahre konnten sich die Offenen Türen ihrer Erhaltung durch die beiden Kirchen sicher sein. Als Krisenbegleitungsstellen gehörten sie zum anerkannten kirchlichen Beratungsangebot. Ihr Bekanntheitsgrad jedoch war im Vergleich zu dem zwischenzeitlich ausgebauten Netz von Beratungseinrichtungen (Ehe u. Familie, Erziehung, Suchtproblematik) eher gering, was dem sensiblen seelsorglichen Anteil der Arbeit nützte.

Die Telefonseelsorge

Mit zunehmender Verbreitung und Nutzung des Telefons in der Bevölkerung seit Ende der 50er-Jahre entschlossen sich die Kirchen zum Ausbau der Telefonseelsorge. Er begann in Hamburg und Köln 1958, Düsseldorf 1959, Kiel und Stuttgart 1960, Dortmund 1963. In Großstädten mit einem hohen Bedarf an Gesprächen gibt es bis heute eine evangelische und eine katholische Stelle.

Ab den 70er-Jahren kamen dann manchmal in einem Jahr gleich mehrere Neugründungen hinzu, in der Regel ökumenisch getragen. Jetzt waren die mittelgroßen Städte am Zug, so Würzburg 1972 und Augsburg 1975. Die kabeltechnischen Zusammenschlüsse verschiedener Ortsnetze gestatteten es in der Folgezeit, auch

ländliche Gegenden einzubeziehen. Die jetzige Einteilung der Bundesrepublik nach Regionen, in denen man nur mit der jeweils zugehörigen Stelle telefonieren kann, besteht seit 1997.

Besondere Erwähnung verdient die Telefonseelsorge in den neuen Bundesländern nach dem Fall der Mauer. Zu DDR-Zeiten gab es seit November 1983 das so genannte „Telefon des Vertrauens“. Dieses war ein staatliches Angebot und hatte mit den westlichen Vorstellungen von Telefonseelsorge kaum etwas gemein.

Kirchliche Telefonseelsorge gab es seit 1986 in Dresden und seit 1988 in Berlin Mitte. Ab 1992 begann dann der Aufbau nach westdeutschem Modell, der durch Patenschaften und die personelle Unterstützung von Hauptamtlichen aus westdeutschen Stellen relativ schnell vorankam.

3. Zusammenschlüsse der autonomen lokalen Stellen

Das Anliegen der Telefonseelsorge wurde anfangs mehr von der evangelischen Kirche, die Offenen Türen vor allem von der katholischen Kirche gefördert und vorangetrieben. Erst in den Expansionsjahren dachte man daran, neue Stellen ökumenisch zu konzipieren.

Angesichts der wachsenden Anzahl von lokalen Telefonseelsorgeeinrichtungen stellten sich, zunächst wieder initiiert von der evangelischen Kirche, grund-sätzliche Fragen nach Möglichkeiten und Grenzen der Arbeit am Telefon und ihrer Abgrenzung von professioneller Beratung und Therapie. Sollte nicht die konfessionelle Prägung des Angebots in der Bezeichnung „Evangelische Telefonseelsorge“ deutlich werden? Auch Fragen im Zusammenhang mit der Ausbildung von Ehrenamtlichen mussten problematisiert werden.

Bei einer Tagung der evangelischen Telefonseelsorger in Düsseldorf 1960 wurde auf Anregung von Pfarrer Ulrich eine „Evangelische Konferenz für Telefonseelsorge“ ins Leben gerufen. Hier sollten grundsätzliche Themen diskutiert werden sowie all die Fragen, welche die Arbeitsfähigkeit der einzelnen Stellen betrafen. Die Eigenständigkeit der lokalen Einrichtungen wurde nicht angetastet.

Seit 1964 existierte auch eine „Katholische Konferenz für Telefonseelsorge und Offene Tür“. Vertreter beider konfessionellen Gremien tagten 1968 erstmals gemeinsam in der Absicht, die getrennten Konferenzen zu vereinen. Die Bemü-hungen scheiterten jedoch am unterschiedlichen Verbandsrecht beider Konfessio-nen. Seit 1974 tagen jährlich die Vorstände beider Konferenzen, die Leiter der Tele-fonseelsorgestellen/Offenen Türen sowie die gewählten Delegierten der Ar-betsausschüsse gemeinsam.

1960 gab es erstmals in der Schweiz ein Treffen von Telefonseelsorgern aus acht europäischen Ländern. Als Resultat aus diesem und einem Folgetreffen ging 1964 die „International Federation of Telephonic Emergency Services“ hervor. Dieser Verband trug zur Vereinheitlichung der Arbeit bei und wurde wichtig für internationale Hilfestellungen beim jeweiligen nationalen Aufbau von Telefon-seelsorge.

4. Das Profil beider Einrichtungen

„Wer in Not ist, finde bei euch Trost und Hilfe!“ Dieses Wort aus der Weiheliturgie zum Diakon könnte auch über der Tätigkeit von Telefonseelsorge und Offener Tür stehen, denn gerade hier wird dieser Auftrag erfüllt. Die in Aussicht gestellte Hilfe ist nicht materieller Art, sondern besteht in tröstenden Gesprächen und gemeinsamen Überlegungen zur Lösungsfindung. Die im folgenden gezeichneten Settings und Arbeitsweisen zeigen auf, wie sehr sich beide Einrichtungen ergänzen.

Die Offene Tür

Sie bietet im direkten, persönlichen Gespräch Krisenbegleitung und Seelsorge an für Menschen in seelischen, sozialen und religiösen Nöten. Rat und Orientierung suchende Menschen treffen hier auf professionelle Gesprächspartner. Diese kommen aus Berufsfeldern wie Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Psychologie, Theologie bzw. aus dem Pfarramt. Wer hier arbeitet, verfügt gewöhnlich über eine Zusatzausbildung in Gesprächsführung oder einem therapeutischen Verfahren.

In manchen Stellen bieten Honorarkräfte oder ehrenamtlich Tätige ihr Fachwissen an für spezielle Beratungsanliegen (z.B. Recht, Finanzen). Wo Ehrenamtliche eingesetzt sind, helfen sie auch mit im organisatorischen Ablauf; dazu gehören Terminvergaben an Ratsuchende, allgemeine Informationen aus dem sozialen, psychologischen oder kirchlichen Bereich, Auskünfte über die Arbeit an sich und ihre Rahmenbedingungen. An Tätigkeitsschwerpunkten haben die Offenen Türen:

- Beratung in akuten Krisen und Konfliktsituationen
- Informationen über und gegebenenfalls Weiterempfehlung an kirchliche, soziale und therapeutische Einrichtungen
- weiterführende psychologische Beratung
- Begleitung bei anhaltenden Belastungen
- seelsorgliche und geistliche Begleitung

Die Rahmenbedingungen und Kennzeichen des Gesprächsangebotes sind:

- Unkomplizierte Vermittlung und Kostenfreiheit der Gespräche
- Offenheit für jeden Menschen unabhängig von Religion, Nationalität, Wohnort
- keine nennenswerten Wartezeiten für Erstkontakte
- keine Eingrenzung der Themen
- Schweigepflicht des Beraters, Anonymität des Ratsuchenden
- keine Aktenführung/Dokumentation über Ratsuchende und ihre Anliegen

Die Arbeit geschieht in Einzel-, Paar- und Familiengesprächen oder in einer Gruppe.

Die Telefonseelsorge

Eine frühe Formulierung ihres Selbst- und Arbeitsverständnisses gilt auch heute noch: Man möchte einführend zuhören und klärenden Beistand leisten, so dass die Anrufenden in ihrer akuten Not wieder klarer sehen bzw. den nächsten Schritt tun können. Wenn nötig, gehört die geduldige Ermutigung dazu, eine kompetente Fachstelle für die jeweilige Problematik aufzusuchen, Adressen in erreichbarer Nähe werden gegeben. Diese Selbstdefinition erlaubt es, an jedem Ort ein annähernd gleiches Arbeitssetting zu haben. Die Kennzeichen, Richtlinien und Grundsätze der Telefonseelsorge sind:

- Ständige Erreichbarkeit (Tag und Nacht)
- Offenheit für alle Problemlagen
- Anonymität der Anrufenden, Schweigepflicht der Mitarbeitenden
- Zuhören und Annehmen, auch langfristige Wegbegleitung
- Weitervermittlung an kompetente Fachstellen
- Berufung auf ein christliches Ethos als Grundlage der Tätigkeit

Gewöhnlich bedienen Ehrenamtliche das Telefon. Damit eine Stelle rund um die Uhr angerufen werden kann, braucht sie eine beachtliche Zahl von Ehrenamtlichen (um die siebzig), die in Schichten von mehreren Stunden meistens zu zweien die Anrufe annehmen. Die Vorbereitung auf den Dienst geschieht in einem längeren Trainingsprogramm nach verbindlichen Standards, damit die Qualität der Beratung gewährleistet bleibt. Nach der Ausbildung und einer Einführungsphase haben die ehrenamtlich Tätigen die Möglichkeit und auch die Verpflichtung, durch fachorientierte Workshops und Supervision ihre Kompetenz immer wieder zu überprüfen und zu erweitern.

Die Hauptamtlichen einer Stelle sind in der Regel Psychologen, Sozialarbeiter/innen oder Theologen bzw. Pfarrer/innen mit psychologischer und supervisiver Zusatzausbildung. Ein großer Teil ihrer Arbeitszeit gilt der Suche, Aus- und Weiterbildung von Ehrenamtlichen. Weiterhin kümmern sie sich um die technische, räumliche und finanzielle Ausstattung der Stelle. Sie vertreten sie nach außen und pflegen den Kontakt zu den Trägern, während die Ehrenamtlichen strikt anonym bleiben.

5. Zur gegenwärtigen Situation beider Einrichtungen

Von den 12 Offenen Türen, die derzeit zur Evangelischen und Katholischen Konferenz gehören, sind 7 in katholischer, 2 in evangelischer, 2 in gemeinsamer Trägerschaft beider Kirchen; 1 wird getragen vom Verein der evangelisch freikirchlichen Beratungsarbeit Berlin. Aus den 74.739 Kontakten und Anfragen im Jahr 2004 ergaben sich 40.777 Beratungen von etwa einer Stunde; 32.528 waren kürzere Informationskontakte, teils persönlich, teils telefonisch. Dabei lag der Anteil der Frauen bei 62,5%, der der Männer bei 37,5%.

Von den 105 Telefonseelsorgestellen sind 30 in evangelischer, 9 in katholischer und 66 in gemeinsamer Trägerschaft beider Kirchen.⁴ Das Telefon schellte im Jahr 2004 bei allen zusammen rund 2.050.000 Mal; der Anteil der Frauen betrug 53%, der der Männer 28%. Bei etwa 550.000 Anrufen kam kein Gespräch zu stande (Schweigeanrufer bzw. Aufleger). Seit die Anrufe gebührenfrei sind, wurden „Scherzanrufe“ von Jugendlichen zeitweise zu einer ernsten Belastung für die Diensthabenden. Auch die Mobiltelefone bringen für die Telefonseelsorge eigene Probleme mit sich. Ehrenamtlich waren im genannten Jahr 6.878 Personen tätig, davon sind 82,5% Frauen. Jährlich beginnen in Deutschland um die 1.200 Personen die Ausbildung zum Dienst am Telefon.

Wandel des sozialen Netzes und des gesellschaftlichen Kontextes

Als die ersten Stellen beider Einrichtungen gegründet wurden, gab es kaum ein Auffangnetz für Menschen mit Problemen. Heute ist die Lage gänzlich anders. Sozialpsychiatrische Krisenhilfen sind entstanden, spezifizierte Beratungsstellen; Selbsthilfegruppen für immer mehr und differenziertere Probleme.

Es braucht trotzdem nicht spezifizierte Anlaufstellen, zu denen Menschen leicht Zugang finden können (persönlich wie auch über das Telefon). Verunsicherung und Gesprächsbedarf ergeben sich aus der Relativierung von Konventionen und ethischen Haltungen, aus dem Rückgang auch des volkskirchlichen Einflusses, der bisher in viel stärkerem Maße Lebensform und Kultur bestimmte, aus dem Schwund „gesunden“ religiösen Wissens und Tuns.

Einige auffällige Trends, welche die Mitarbeitenden sowohl bei den Offenen Türen wie bei der Telefonseelsorge beobachten:

- Bei beiden melden sich verstärkt chronisch psychisch-kranke Menschen.
- Wir haben es vermehrt mit Menschen zu tun, deren Not herröhrt aus multikausalen Ursachen: Zerbrochenen Beziehungen oder Familien, Arbeitslosigkeit, Schulden, leichteren oder schwereren Formen von Abhängigkeiten (Suchtproblematik). Nicht selten sind die genannten Faktoren miteinander kombiniert.
- Weiterhin fallen ins Gewicht die Problematik und Auswirkungen von „Patchwork“-Existenzen: Menschen haben immer weniger eine sie tragende Identität und Persönlichkeitsstruktur. Sie möchten sich heute so, morgen wieder ganz anders verwirklichen.

Aus dieser Klientel von schwierigen Fällen erwächst die größer werdende Gruppe der Häufiganrufer oder der Leidenden, die in ihrer Problematik feststecken und nach Gesprächen suchen. Wir spüren die Grenzen unserer Angebote, wenn Menschen mit solchen biografischen Hintergründen bei uns anrufen oder uns aufsuchen, weil sie mit ihrer Lebenssituation nicht mehr fertig werden. Ja, es gilt bei unserem Gesprächsangebot darauf zu achten, diesen Menschen in ihrer Selbstsu-

⁴ Die Träger sind meistens lokale, überregionale, landeskirchliche und diözesane Kirchenbehörden, die ein Kuratorium bilden. Sie stellen die Finanzen und erhalten Rechenschaft über die Arbeit.

che bzw. in ihrer anhaltenden seelischen Not (Krankheit) keinen Bärendienst zu erweisen.

6. Der bleibend kirchliche Auftrag beider Einrichtungen

Seelische Entlastung durch verschiedene Gesprächsmöglichkeiten zu bieten, kann oft nicht auf die lange Bank geschoben werden. Die Telefonseelsorge mit ihrem Gesprächsangebot rund um die Uhr leistet für die Gesellschaft einen enormen Dienst; dazu gehört inzwischen auch Internetseelsorge und die Möglichkeit des Chattens. Dass die Kirchen hier gefordert sind, bedarf keines weiteren Erweises.

Nicht ebenso offensichtlich ist die Dringlichkeit der Offenen Türen unter den sich verändernden gesellschaftlichen und kirchlichen Gegebenheiten. Die zur Zeit entstehenden „Kirchenläden“ wollen – ähnlich wie die Telefonseelsorge von Mensch zu Mensch, nur nicht anonym – mit Gespräch und Information eine Lücke im kirchlichen Angebot füllen. Doch die oben aufgezählten Arbeitsschwerpunkte und Rahmenbedingungen der Offenen Tür sind keinesfalls überholt. Bedarf nach fachkundigen Gesprächen gibt es zur Genüge trotz gewisser Arbeitsüberschneidung mit mancher spezialisierten Beratungsstelle, z.B. der Ehe-, Familien- und Lebensberatung.

Angesichts der schwindenden öffentlichen Bedeutung der Kirchen haben die Offenen Türen ihren Auftrag wieder neu zu überdenken. Mit beraterischer, psychotherapeutischer und sozialer Kompetenz allein auf die Nöte ihrer Besucher einzugehen, reicht nicht mehr für ihren Erhalt. Selbst die Zunahme an Gesprächsbedarf genügt nicht, dass die Kirchen die Existenz der Offenen Türen als pastorale Notwendigkeit ansehen.

Es gehört zur Sendung der Kirchen, die Menschen mit ihren Lebensschwierigkeiten ernst zu nehmen. So schufen sich einmal die Offenen Türen als Gesprächseinrichtungen ihren Platz in der Großstadtpastoral. Seelsorge und Beratung waren hier eng miteinander verknüpft. Dieser Ursprungsgedanke sollte auf jeden Fall erhalten bleiben. Eine neuere Definition für die Arbeit der Offenen Tür lautet: „ein Angebot der Kirchen, das Evangelium in seiner spirituellen, therapeutischen und sozialen Dimension in die säkulare Gesellschaft einzubringen.“⁵ Die Mitarbeiter/innen haben sich zu fragen, wie sie heute einen solchen Bezugsrahmen, zur Geltung bringen können.

Unter »Bezugsrahmen« verstehe ich im beraterischen und therapeutischen Bereich die Sicht auf sich selbst, die Anderen und die Welt insgesamt.⁶ Er ist persönlichkeitskonstituierend und maßgebend für die je eigene Wirklichkeitsvorstellung und -beziehung. Er ist gleichsam unser inneres Steuerungssystem.

Die Berater/innen einer Offenen Tür sind zunächst einmal gefordert, sich von der spirituellen, therapeutischen und sozialen Dimension der Bibel ergreifen zu lassen. In ihren Gesprächen hören sie von diesem Bezugsrahmen her jemandem zu

⁵ W. Herbeck, Art. *Offene Tür*, in: LThK 7 (³1998), 1002.

⁶ In den psychologischen Konzepten der Transaktionsanalyse ist über die Entstehung, Wirkung und Veränderung des Bezugsrahmens viel Nützliches gesagt.

und antworten ihm. Lösungsorientiert in einer Offenen Tür mit jemandem zu arbeiten, könnte demnach auch heißen, die Begegnung nicht allein unter dem Aspekt der faktischen Notsituation zu sehen, sondern wachsam sein dafür, aus welchem inneren Steuerungssystem der/die Ratsuchende lebt. Viele Lebensschwierigkeiten hängen zusammen mit der Fragwürdigkeit und Diffusität des jeweiligen Bezugsrahmens.

In einer säkularer werdenden Gesellschaft wächst einer von den Kirchen getragenen Beratungseinrichtung wie der Offenen Tür verstärkt (nicht ausschließlich!) die Aufgabe zu, in den Einzelbegegnungen auf die spirituellen Grundhaltungen zu achten, aus denen heraus Menschen leben. Damit ist eine häufig ausgebundete Dimension in den individuellen Lebensentwürfen und der Lebenspraxis von Rat suchenden Menschen benannt. Sich der Vielzahl der Quellen zu vergewissern, aus denen das eigene Leben fließt und Aufmerksamkeit für sie zu entwickeln, ist ebenfalls Lebenshilfe, eine, wie mir scheint, mit wachsender Bedeutung. Bei vielen Menschen würde das einen Neuanfang bedeuten.

Im Rahmen dieses Beitrags kann nur angedeutet werden, wie Aspekte aus dem Bezugsrahmen des biblisch-christlichen Menschenbildes bei Beratungen zur Sprache kommen können:

- Der häufigen Grandiosität des Machbaren und Leistbaren, mit der Menschen an sich und andere herangehen, die Fragilität und Begrenzung menschlichen Daseins gegenüberstellen.
- Angesichts des wachsenden, indifferenten Pluralismus der Lebensanschauungen und Lebensformen Mut machen zu persönlichen Überzeugungen und zu Entschiedenheit.
- Einer selbstverständlich gewordenen Konsumorientierung im weitesten Sinn den solidarisierenden Verzicht mit den zu kurz Gekommenen entgegenhalten.
- Bei einer verwöhnten, oft narzisstischen Lebenshaltung die Verantwortung für das Gemeinwohl betonen.
- Einer überstarken Vernunftorientierung den Zugang zu den schwach entwickelten Dimensionen des Herzens und Gemüts aufzeigen.

Vor dem Hintergrund des biblischen Menschenbildes hinterfragen die Mitarbeiter/innen den Bezugsrahmen der Ratsuchenden. Dabei geht es nicht nur um andere Verhaltensweisen, sondern um das zur-Wirkung-kommen-Lassen einer anderen Wirklichkeitssicht. Die Beratungstätigkeit wird so nicht dahingehend missbraucht, Konformität mit Normen der Kirche zu erzielen oder zu missionieren.

Es scheint ein Zeichen der Postmoderne zu sein, dass Menschen in der Auseinandersetzung mit ihren Lebensentwürfen und -themen andere Daseinsprofile nicht nur nicht scheuen, sondern geradezu suchen. Kirchliche Beratungsarbeit – und das gilt auch für die Telefonseelsorge – besteht darin, Ratsuchenden nicht nur zur nächstliegenden Lösung ihres Problems zu verhelfen. Zu ihr gehört, darauf aufmerksam zu machen, dass gelingendes Leben darin besteht, zum wahren Menschsein berufen zu sein und diesem Ruf gestaltend zu folgen. Dies nicht außer Acht zu lassen, ist seelsorglich-beraterischer Auftrag, den die Kirchen haben.

Ludwig Schuhmann, Mannheim